



dabei und mittendrin
demenzsensible Kirchengemeinde

Professor Dr. Okko Herlyn

„SCHÖN, DASS SIE DA SIND“

Versuch einer theologischen Orientierung für eine „demenzsensible Gemeindegemeinschaft“

Vortrag im Rahmen der Fachtagung „Dabei und mittendrin – Gaben und Aufgaben demenzsensibler Kirchengemeinden“.

Veranstalter: Demenz-Servicezentrum Region Köln und das südliche Rheinland

Ort: Rautenstrauch-Joest-Museum Köln 24.06.2014

I.

Szenen einer Gemeinde. Erste Szene. Es ist Donnerstagnachmittag, kurz vor drei. Das Gemeindehaus ist erfüllt von fröhlichem, fraulichem Geplauder, von freundlichen Begrüßungen, gelegentlichem Kuchengabelgeklapper und einem unwiderstehlich einladenden Kaffeeduft. Insider ahnen es: Heute ist wieder Frauenhilfe. Die hierhin kommen, kennen sich seit Jahren, z. T. sogar noch aus der Schulzeit. Die Frauen fühlen sich hier sichtlich wohl. Sie haben ihre vertrauten Plätze, ihre vertrauten Menschen, ihre vertrauten Abläufe: Begrüßung, Andacht über die Tageslosung, Kaffeetrinken, Geburtstagsliedersingen, irgendein interessanter Vortrag oder Bericht, Schlusslied und Bitte um den Segen. Gut, dass es in Zeiten ständiger Veränderungen und Verwirrungen in der Gemeinde wenigstens noch diese kleinen Inseln des Steten gibt.

Zu ihnen gehört vor allem das lebendige Gespräch, der Austausch über die großen und kleinen Dinge des Alltags: Krankheiten, familiäre Veränderungen, Neuigkeiten aus der gemeindlichen Nachbarschaft. So sind heute auch Frau Verwendel und Frau Sondermann in eine lebhaftere Unterhaltung vertieft, als Frau Möller den Raum betritt. „Also, ich will ja nichts sagen, aber eine ordentliche Bluse hätte die sich doch wenigstens anziehen können. Und diese Haare. Als ob es kein Shampoo oder Kamm mehr geben würde. Unsereiner macht sich ja auch ordentlich zurecht. Das ist doch wohl das Mindeste.“ „Da muss ich dir ausnahmsweise mal Recht geben, Erika. Und schau mal, jetzt setzt sie sich auch noch auf den Stuhl von Frau Steinbrink, nur weil die heute zufälligerweise mal krank ist. Vielleicht sollte man es ihr einfach mal sagen, dass es so nicht geht.“



Aber mit Frau Möller spricht keiner. Schon seit längerem nicht. Jedes Mal sucht sie von neuem irgendeinen freien Platz. Meist in gehörigem Abstand zu den anderen. Ihre Blicke irren ein wenig unsicher und ziellos durch den Raum. Auf direkte Ansprachen reagiert sie unsicher und einsilbig, manchmal auch unverständlich. Einmal, so fällt es den anderen Frauen auf, tut sie in die herumgereichte Kaffeekasse einen Kassenbon von Aldi.

Zweite Szene. „Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre.“ Hell und frisch dringt es aus den Fenstern des Gemeindehauses. Es ist Montagabend. Obwohl der Kirchenchor nicht mehr ganz so „jugendlich“ ist, wie er froh besingend vorgibt, strahlen die Klänge doch etwas Lebendiges, Fröhliches und Lebenszugewandtes aus. Für manch einen der hier Versammelten ist diese Probe, wie sie sagen, ein reines „Lebenselixier“. Das hängt wohl auch damit zusammen, dass – neben der Freude am Singen – das gemeinsame Tun, die damit verbundene Disziplin und manchmal auch Anstrengung und nicht zuletzt auch der gemeinsame Erfolg beim jährlichen Frühjahrs- oder Adventskonzert etwas sehr Verbindendes hat. „Singen als soziale Möglichkeit“ – so nennt Herr Buschmann, der Chorleiter, manchmal scherzhaft seinen singenden Verein. Schließlich treffen sich anschließend nicht wenige zu einem Bier in der Kneipe nebenan oder einer zünftigen Doppelkopfrunde.

Gleichwohl ist allen klar, dass ohne Konzentration, ohne einen gewissen Fleiß und vor allem ohne regelmäßige Teilnahme an den Proben der Kirchenchor nicht den Erfolg hätte, für den er eben auch seit Jahren bekannt und beliebt ist. Deshalb fällt es auch bald auf, dass Frau Todenhöfer seit einigen Monaten häufig zu spät kommt. Bei den ersten Malen war es gar nichts Besonderes. Jeder ist mal unpässlich. Das kann vorkommen. Bei Frau Todenhöfer aber scheint sich das Zuspätkommen zu häufen. In der Regel murmelt sie irgendeine Entschuldigung Richtung Herrn Buschmann, um anschließend verschämt auf ihren Platz im Alt zu huschen. Heute ist es wieder einmal so weit.

Da platzt Herrn Hilgers aus dem Tenor nun doch der sonst so Disziplin gewohnte Kragen. „Wenn sich hier alle so verhalten würden“, zischt er seinem Nachbarn zur Rechten zu, „dann könnten wir uns das nächste Frühlingskonzert an der Hut stecken.“ Deutliches Kopfnicken ringsum. Herr Braunleder, der Nachbar zur Linken, hat inzwischen zudem ein weiteres Fehlverhalten bei Frau Todenhöfer ausgemacht. „Guck mal, wie deren Mappe aussieht. Durch dieses Chaos kann doch kein Mensch



durchsteigen. Kein Wunder, dass die sich ständig erkundigt, wo wir gerade sind. Vielleicht sollt mal jemand mit Herrn Buschmann reden. In aller Vertraulichkeit, versteht sich. Aber so kann es doch nicht weitergehen.“

Aber mit Herrn Buschmann redet niemand. Niemand scheint es auch zu bedauern, dass Frau Todenhöfer nun schon seit ein paar Wochen gar nicht mehr zur Chorprobe erscheint. Immerhin weiß Frau Hellwig an einem der kommenden Montage zu berichten, dass sie Frau Todenhöfer beim Einkaufen getroffen habe. Auf ihre Frage, warum sie nicht mehr zum Kirchenchor komme, habe sie geantwortet, dass das Singen ihr keinen Spaß mehr mache. Täuscht der Eindruck oder liegt bei dieser Mitteilung nicht fast ein Hauch der Erleichterung in der Luft?

Dritte Szene. Die Glocken läuten. Es ist Sonntag. Die Gemeinde ruft zum Gottesdienst. Herr und Frau Koitka gehören zu denen, für die der Sonntag, wie sie sagen, „ohne Gottesdienst kein Sonntag ist“. Beide sind nicht mehr die jüngsten, doch dieser regelmäßige Gang zur Kirche ist ihnen, seit sie denken können, eine gute Gewohnheit. Dabei fällt Frau Koitka immer wieder auf, dass ihr Mann, sobald sie das große, schwere Kirchenportal durchschritten haben, sich jeweils ein wenig in seiner Körperhaltung verändert. Es scheint ihr fast so, als richte sich ihr Mann, den die Jahre der Arbeit etwas gebeugt gemacht haben, jedes Mal ein wenig auf. Als wirke er wacher, zufriedener und ausgeglichener als vorher. Jedenfalls tut es ihm offensichtlich wohl, hier zu sein. Hier, wo er seinerzeit getauft und konfirmiert worden ist, und wo beide sich vor Jahrzehnten das Ja-Wort vor Gott gegeben haben.

Kein Wunder, dass Koitkas viele Menschen in der Gemeinde kennen. Auch das gehört für sie zur guten Gewohnheit, dass man beim sonntäglichen Gang zur Kirche manchen sieht, manchen trifft, mit manchen ein Wörtchen redet. Heute ist es Herr Huisken, den sie schon von weitem über den Kirchplatz kommend sehen und zuwinken. Doch Herr Huisken reagiert merkwürdig verschlossen, ändert seine Schritte so, dass die drei auf keinen Fall vor der Kirchtür zusammentreffen, so als habe er es irgendwie eilig. Frau Koitka ist etwas irritiert. Ist etwas vorgefallen? Hat sie sich – unwissentlich und unwillentlich – etwas zu Schulden kommen lassen? Oder ist alles nur Einbildung?

Später am Ausgang kommt es nun aber doch zufälligerweise zu einer kleinen Begegnung mit Herrn Huisken. Manchmal gibt es eben



Situationen, in denen man sich einfach nicht ausweichen kann. Koitkas nicken, so gut es geht, Herrn Huisken freundlich zu und wünschen ihm, so wie sie es gewohnt sind, „noch einen schönen und gesegneten Sonntag“. Herr Huisken wirkt etwas nervös. Flüsternd spricht er Frau Koitka an, wie es denn inzwischen mit ihrem Mann so gehe. Man höre ja hier und da Schlimmes. Frau Koitka zuckt die Schultern. Sie hat auch im Moment nicht viel Lust, sich lange über das Befinden ihres Mannes auszulassen.

Nach einigen Wochen besucht Frau Koitka nur noch alleine den Gottesdienst. Kurze Zeit später hört sie zu ihrem Bedauern ganz damit auf. Sie will und kann ihren Mann nun nicht mehr alleine zu Hause lassen.

II.

Szenen einer Gemeinde. Gewiss sind diese einseitig ausgewählt und womöglich auch tendenziös dargestellt, gleichwohl aber vielleicht doch geeignet, um auf ein paar Auffälligkeiten hinzuweisen, die in einer „normalen“ Gemeinde eben auch zur Realität gehören können. Auffälligkeiten, die oft gerade in ihrer „Normalität“, in ihrer Alltäglichkeit, wenn man so will: in ihrer Nichtauffälligkeit nach einer näheren Betrachtung rufen.

Erste Auffälligkeit: Auch in einer Gemeinde gibt es Menschen, die sich anders verhalten als andere. Die christliche Gemeinde ist – trotz aller immer wieder bekannten „Gemeinschaft“, trotz aller immer wieder beschworenen „Gemeinsamkeiten“, trotz eines immer wieder anzutreffenden Klimas der Harmonie – bei näherem Zusehen alles andere als eine homogene Masse. Weder in der Gesinnung, noch im Verhalten. Auch innerhalb der christlichen Gemeinde sind Menschen immer wieder völlig anderer Meinung, verhalten sich unangepasst, vermeintlich kontraproduktiv und wenig integrierbar. Die Gründe, weshalb sich Menschen, wie die Soziologen sagen, „deviant“ verhalten, also abweichend von dem, was allgemein als „üblich“ angesehen wird, sind vielfältig. Ein Grund ist der, auf den sich heute unsere ganze Aufmerksamkeit richtet, nämlich jene rätselhafte Erkrankung, deren Name noch vor nicht allzu langer Zeit allenfalls Fachleuten ein Begriff war und deren Erscheinen sich in den letzten Jahren, wie wir wissen, drastisch erhöht hat: Demenz. Vielleicht klingt es auf den ersten Blick arg selbstverständlich, vielleicht sogar banal, aber es könnte sich auf den zweiten, noch zu leistenden Blick als nicht ganz so selbstverständlich



herausstellen, wenn wir als erste Auffälligkeit feststellen, dass es in der christlichen Gemeinde – neben anderen Menschen mit abweichendem Verhalten eben auch Menschen mit Demenz gibt. Also Menschen – um bei den eingangs geschilderten Beispielen zu bleiben – , die es etwa an der Pflege ihrer äußeren Erscheinung, der Ordnung ihrer Notendmappe oder der normalen Konversationsformen mangeln lassen. Demenzsensible Gemeindegliederung beginnt damit, solche Menschen auch in den eigenen Reihen überhaupt wahrzunehmen.

Zweite Auffälligkeit: Auch eine Gemeinde reagiert auf Menschen, die ein dementes Verhalten zeigen, nicht selten mit Unsicherheit. Und auch das ist zunächst nichts Außergewöhnliches. Was uns ungewohnt, „anders“, vielleicht manchmal sogar fremd erscheint, irritiert ja erst einmal unsere eingespielten Muster. Damit wir uns nicht falsch verstehen: Solche Muster sind für jeden Menschen etwas überaus Wichtiges: Vertraute Zeitabläufe, eingespielte Verhaltensweisen, alltägliche Rituale, Höflichkeitsformen und Konventionen, grundsätzliche Vereinbarungen über das, was „geht“ oder „nicht geht“, über das, was wir als angemessen oder unpassend, vielleicht sogar als „gut“ oder „schlecht“ empfinden – das alles sind wichtige Stabilisatoren unseres Lebens. Dass diese mitunter auch zu einer Belastung, gar zu einer unerträglichen Einengung und Entmündigung führen können, steht auf einem anderen Blatt. Hier geht es jetzt zunächst einmal nur darum, dass das Gewohnte, das Widerkehrende, das Vertraute für Menschen etwas Wichtiges, Stabilisierendes, Verlässliches sein und ihm insofern helfen kann, in einer Welt zunehmender Unübersichtlichkeit und Orientierungslosigkeit ganz schlicht ein wenig Halt zu finden. Aber genau das scheint der Grund zu sein, weshalb Menschen auf Erscheinungen von Demenz in der Regel erst einmal mit Verunsicherung reagieren. „Wieso erzählt die mir ihre Geschichte nun schon zum siebten Mal innerhalb der letzten halben Stunde?“ Oder: „Weshalb hält der die Zeitung verkehrt herum?“ Solche Verhaltensweisen irritieren unsere gewohnten Muster und machen unsicher. Die in den Beispielen geschilderten Reaktionen der verschiedenen Gemeindeglieder in der Frauenhilfe, im Kirchenchor oder im Gottesdienst sollte man vor diesem Hintergrund also zunächst einmal nüchtern zur Kenntnis nehmen und nicht vorschnell moralisch abwerten. Demenzsensible Gemeindegliederung nimmt auch die eigene Verunsicherung ernst.

Dritte Auffälligkeit: Die Verunsicherung der Umgebung hat für Menschen mit Demenz möglicherweise gravierende Folgen. Um noch einmal auf die



genannten Beispiele zurückzugreifen: In der Frauenhilfe tuschelt man abfällig über Frau Möllers Aussehen und Verhalten. Im Kirchenchor werden erste Beschwerden über Frau Todenhöfers unzuverlässiges Verhalten laut. Im Umkreis des Gottesdienstes geht man zu Herrn Koitka auf Distanz. In allen Fällen wird *über* statt *mit* diesen Menschen geredet. Über statt mit Menschen zu reden ist aber eine erste Form von Ausgrenzung. Der vielleicht noch nachvollziehbaren Verunsicherung der Umwelt folgt also häufig ein für die von Demenz betroffenen Menschen selbst eine überaus problematische Erfahrung, nämlich das Gefühl: Man meidet mich. Man redet über mich. Man grüßt mich nicht mehr. Man behandelt mich nicht wie bisher. Ich gehöre irgendwie nicht mehr dazu. Man vermisst mich nicht mehr, wenn ich mich zurückziehe. Demenzsensible Gemeindegarbeit wird wachsam und kritisch den Punkt auszumachen haben, wo Verunsicherung in Ausgrenzung umkippt.

Ziehen wir ein erstes vorläufiges Fazit unserer Beobachtungen, so fällt – viertens – vor allem auf, dass es in der christlichen Gemeinde häufig nicht viel anders zugeht als anderswo. Ob Kindergarten, Schulklasse, Nachbarschaft, Partei, Kaninchenzüchterverein oder eben auch Kirche – überall laufen die Mechanismen von Desintegration und Ausgrenzung häufig nach ein und demselben Muster ab: Jemand verhält sich anders. Sein Verhalten ruft Verunsicherung hervor. Diese führt am Ende nicht selten zu Distanz, Abgrenzung und womöglich gänzlichem Ausschluss aus der Gemeinschaft. Demenz scheint da nur ein Beispiel von vielen zu sein. Auch in einer Gemeinde.

Und wir könnten fragen: Was ist daran eigentlich so besonders auffällig? Wenn die Gemeinde – eine Binsenweisheit – Teil der Gesellschaft ist, warum sollte es in ihr eigentlich grundsätzlich anders zugehen? Wen sollte es eigentlich überraschen, dass auch in einer Gemeinde – um es einmal vorsichtig auszudrücken – durchaus problematische Einstellungen und Verhaltensweisen anzutreffen sind? Ist es nicht vielmehr geradezu biblische Grunderkenntnis, dass wir – um es mit einem Wort des Apostels Paulus zu sagen – „allesamt Sünder“ (Römer 3, 23) sind? *Allesamt!* Also eben auch die christliche Gemeinde. Und um es theologisch noch etwas grundsätzlicher zu sagen: Ist es nicht geradezu Kennzeichen dieser gefallenen und unerlösten Welt, dass in ihr – und so eben auch in der Kirche – bis auf Weiteres mit Bosheit, Menschenverachtung und Ausgrenzung nun eben auch dementen Menschen gegenüber zu rechnen ist? Es hat jedenfalls wenig Zweck, diese dunkle Seite nicht nur der Welt,



sondern eben auch der Kirche zu tabuisieren und mit einem vermeintlichen Gutmenschentum zu überspielen.

III.

Dass wir „allesamt Sünder“ sind, ist biblisch gesehen indes nur die halbe Wahrheit. Und eine halbe Wahrheit ist bekanntlich gar keine Wahrheit. Die ganze Wahrheit der Bibel ist die – und nun wenden wir uns der theologischen Orientierung unseres Themas zu –, dass gerade dieser gefallenen, boshaften, Ausgrenzung und Gewalt ausübenden Welt eine andere, und zwar eine völlig andere Verheißung zugesagt wird, nämlich die, dass das alles auf Dauer nicht so bleiben muss. Die biblische Botschaft, so realistisch und nicht selten auch drastisch sie immer wieder die Bosheit der Welt zu beschreiben weiß, begnügt sich ja nicht mit der bloßen Feststellung, dass die Welt eben so ist, wie sie ist. Sie sagt ja dieser gefallenen und boshaften Welt gleichzeitig eine andere Wirklichkeit zu. Kein Mensch muss so bleiben, wie er ist. Keine menschliche Gemeinschaft muss die in ihr vorhandenen schlimmen Verhältnisse als unabänderlich hinnehmen. Keine Gesellschaft muss sich mit Menschenverachtung, Ausgrenzung und Gewalt einfach abfinden. Eine andere Welt ist möglich. Das ist die Verheißung.

Von dieser Verheißung zeugen vor allem die mannigfachen prophetischen Visionen von „einem neuen Himmel und einer neuen Erde“ (Jesaja 65, 17). Überbordende Bilder, in denen vermeintlich Unmögliches möglich wird: Wo „Lahme springen wie ein Hirsch“, wo „Wasser in der Wüste aufbrechen“ (35, 6), wo „Schwerter werden zu Pflugscharen“ umgeschmiedet werden (2, 4) und wo am Ende sogar Wolf und Lamm friedlich beieinander wohnen (11, 6). Die biblischen Verheißungen enthalten allesamt einen Überschuss, der über die vorhandene Wirklichkeit hinausgeht. Gewiss kann man solch einen Wirklichkeitsüberschuss mit leichter Hand abtun und für unreal und womöglich sogar gefährlich erklären. So wie es seinerzeit etwa Altkanzler Helmut Schmidt mit seiner bekannten Äußerung getan hat, wonach wer Visionen habe, doch gefälligst zum Arzt gehen solle.

Wir können nur antworten: Gott sei Dank, dass die Propheten und Apostel, dass Jesus selbst oder in unseren Tagen etwa ein Martin Luther King oder ein Nelson Mandela mit all ihren Visionen gerade nicht zum Arzt gegangen sind. Gott sei Dank, dass sie die Welt, in der sie lebten,



gerade nicht einfach hingenommen haben, sondern – *mit* jenem Wirklichkeitsüberschuss im Herzen – damit begonnen haben, die Welt zu verändern, zu heilen, zu versöhnen, zu befrieden. Jedenfalls ist nicht bekannt, dass all diese Visionäre illusionäre, weltabgewandte Spinner waren. Jesaja träumt eine andere Welt – und mischt sich handfest in die damalige Machtpolitik ein. Jesus verkündet das Reich Gottes – und heilt Menschen von ihren Gebrechen. Martin Luther King hat einen Traum – und gründet die Bürgerrechtsbewegung. Visionen, jedenfalls die Visionen des Glaubens, führen nicht von der Realität weg, sondern verändern sie. Das ist die ganze Wahrheit.

IV.

Was bedeutet nun aber diese Wahrheit für die Begegnung mit dementen Menschen? Kennt die Bibel überhaupt so etwas wie Demenz? Sicher gibt es hier und da beiläufige Erwähnungen von typischen Alterserscheinungen: schwindende körperliche und geistige Kräfte, sinnliche Einschränkungen und soziale Ausgrenzung. Doch Demenz, wie wir sie verstehen, ist dort noch kein eigenes Thema. Die Bibel ist allerdings auch kein Lexikon, das man unter einem bestimmten Stichwort nur aufschlagen müsste, um bündige Antworten auf gegenwärtige Fragen zu bekommen, kein Wissensspeicher à la Wikipedia. Die Bibel ist vielmehr ein vielfältiges Zeugnis des Glaubens. In ihr begegnet das Wort Gottes in mancherlei menschlichen Begebenheiten, in geschichtlichen Ereignissen und gleichnishaften Erzählungen, in rechtlichen Bestimmungen und poetischen Dichtungen oder auch visionären Bildern. Wer die Bibel aufschlägt, muss sich schon die Mühe machen, *in* all diesen vielen menschlichen Äußerungen das eine Wort, die Botschaft, die mir gilt, die richtungweisende Orientierung, heraus zu hören. Die Frage ist: Gibt es eine solche Orientierung für eine demenzsensible Gemeinde?

Sie gibt es in der Tat. Und sie zieht sich wie ein roter Faden durch fast alle Texte Alten und Neuen Testaments: Es ist die grundlegende Botschaft von der Teilhabe aller Menschen an der Schöpfung Gottes. Werden in der Welt immer wieder Ab- und Ausgrenzungen vorgenommen, etwa zwischen Mann und Frau, Mächtigen und Ohnmächtigen, Reichen und Armen, Freien und Unterdrückten, Gesunden und Kranken, Guten und Bösen, so predigen die biblischen Texte durchweg die *Aufhebung* diskriminierender Grenzen und die *Partizipation* der Verschiedenen am Ganzen. Jesus setzt sich mit „Zöllnern und Sündern“ (Markus 2, 16) an



einen Tisch, wendet sich immer wieder körperlich und seelisch Kranken sowie sozial Geächteten zu und empfiehlt den Seinen, wenn sie ein Fest machten, sollten sie vor allem „Arme, Verkrüppelte, Lahme und Blinde“ (Lukas 14, 13) einladen: Inklusionsfeste mit sonst Stigmatisierten und Ausgeschlossenen. Jesus greift in dem Zusammenhang auf alttestamentliche Traditionen zurück, wonach die Zuwendung Gottes zu seiner Schöpfung vor allem den Schwachen, den Unterdrückten, den Habenichtsen und Randexistenzen der Gesellschaft gilt. „Der Herr schafft Recht denen, die Gewalt leiden“, heißt es etwa in Psalm 146. „Er speist die Hungrigen. Er macht die Gefangenen frei. Er macht die Blinden sehend. Er richtet auf, die niedergeschlagen sind. Er behütet die Fremdlinge und erhält Waisen und Witwen.“ Gottes grundsätzliche Parteinahme für die Schwachen hat dann in der Rechtsprechung des alten Israel u. a. zur Folge, dass immer wieder Menschen von minderem sozialen Status, etwa Knechte, Mägde oder Fremde, an den sozialen Gemeingütern, wie etwa der Sabbatruhe, teilhaben dürfen und etwa alte Menschen den besonderen Schutz vor Übergriffen genießen.

Später nimmt der Apostel Paulus diesen roten Faden der Teilhabe aller noch einmal bei seiner Beschreibung der Gemeinde auf. Auch hier ist natürlich nicht explizit von „Demenz“ die Rede. Seine Gedanken nehmen ihren Anfang vielmehr bei der Beobachtung der Verschiedenheit. Es gibt – auch in der Gemeinde – eben Menschen, die sind anders als andere. Die Frage ist einzig: Wie soll eine Gemeinde mit dieser Verschiedenheit umgehen? Paulus greift hier auf ein einfaches, jedem Kind verständliches Bild zurück, das Bild vom „Leib“ (1. Korinther 12, Römer 12). So wie es in einem menschlichen Leib verschiedene Glieder mit jeweils verschiedenen Funktionen gibt – Fuß, Hand, Ohr, Auge und Nase – , so gibt es auch in einer Gemeinde verschiedene Menschen mit verschiedenen Fähigkeiten.

Das Entscheidende ist nun, dass all diese Verschiedenheiten in der Gemeinde nicht zu einer Konkurrenz oder gar Hierarchie der einzelnen Glieder untereinander führen sollen, sondern zu einem großen Miteinander. Zu einem großen organischen Ganzen, in welchem jeder etwas zu geben vermag, jeder aber auch auf den anderen angewiesen bleibt. Im Bild des Leibes gesprochen: „Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich brauche dich nicht; oder auch das Haupt zu den Füßen: Ich habe euch nicht nötig“ (1. Korinther 12, 21). Und nun – gewissermaßen als Pointe – noch einmal jene besondere Parteinahme für die am Rande: „Vielmehr sind die Glieder des Leibes, die uns die schwächsten zu sein



scheinen, die nötigsten; und die uns am wenigsten ehrbar zu sein scheinen, die umkleiden wir mit besonderer Ehre“ 12, 22 f). „Inklusion“, wenn wir diesen modernen Begriff hier einmal einbringen wollen, bedeutet für Paulus jedenfalls nicht Uniformierung, sondern Wertschätzung des Verschiedenen und deshalb besondere Aufmerksamkeit und Sensibilität für von Ausgrenzung bedrohte Menschen. Bedeutet vehementes Plädoyer für eine Teilhabe gerade derer, denen genau dieses Menschenrecht sonst verweigert wird.

V.

Die Relevanz solcher biblischen Aussagen für eine demenzsensible Gemeindegemeinschaft ist m. E. mit Händen zu greifen. Ich will abschließend versuchen, sie in ein paar bündigen Gesichtspunkten zu benennen.

1. Das Bild vom „Leib“ – Paulus spricht in dem Zusammenhang sogar vom „Leib Christi“ (1. Korinther 12, 27) – verwehrt es uns, in der Gemeinde in Kategorien des Gegenübers zu denken: Wir und die anderen, wir und die Schwachen, wir und die Behinderten, wir und die Dementen. Die Rede vom „Leib“ nötigt uns zu einem „Wir“, das den anderen von vornherein mit einschließt. Solche *inklusive* Wir-Rede beinhaltet die unbedingte Wertschätzung des anderen als Anders-Seienden. Der andere, der sich anders, abweichend oder sonst wie auffällig verhält oder äußert, also auch der Mensch mit einer dementen Erkrankung, hat dasselbe Lebens- und Teilhaberecht wie ich. Die paulinische Rede vom „Leib“ ist also zunächst einmal eine Anfrage an unsere *Haltung* dem anderen gegenüber. Bevor wir über angemessene Verhaltensweisen oder gar strategische und organisatorische Maßnahmen reden, ist in einer demenzsensiblen Gemeindegemeinschaft zunächst einmal eine Überprüfung unseres Menschenbildes gefragt. Wo sich eine Gemeinde als „Leib Christi“ versteht, wird sie jeder hierarchisierenden, wertenden oder sonstwie konkurrierenden Haltung anderen Menschen gegenüber zu wehren haben.
2. Nur wenn sich unsere Haltung demenzkranken Menschen gegenüber ändert, kann sich auch unser *Verhalten* zu ihnen ändern. Wenn das Neue Testament uns verschiedentlich zuruft: „Kehrt um!“, dann rechnet es zumindest damit, dass im Glauben eine Verhaltensänderung möglich ist. Wir sind beileibe nicht, wie uns



manche Fatalisten weismachen wollen, für alle Ewigkeit auf unsere einmal erworbenen Muster festgelegt. Wenn wir nur wollen, können wir auch noch im fortgeschrittenen Alter lernen und Dinge in unserer Haltung und in unserem Verhalten ändern. Warum sollten die Mitglieder der Frauenhilfe nicht einfach einmal auf Frau Möller zugehen und ihr Unterstützung im Alltag anbieten? Wer hindert eigentlich die entrüsteten Männer im Kirchenchor daran, Frau Todenhöfer jeweils vor der Probe telefonisch an die Uhrzeit zu erinnern, sie abzuholen und ihr bei der Sortierung der Notenmappe behilflich zu sein? Wo ist für eine Gottesdienstgemeinde eigentlich das Problem, Herrn Koitka nach wie vor per Handschlag und freundlich zu begrüßen, auch wenn er sich während der Predigt manchmal etwas auffällig verhält?

3. Der übliche Blick auf einen Menschen mit Demenz ist ja meist der, ihn vor allem unter der Perspektive seines Angewiesenseins auf andere, also seiner *Bedürftigkeit* wahrzunehmen. Der demente Mensch ist hilfs-, unterstützungs-, betreuungs- und verstehensbedürftig. Wer wollte das bestreiten? Aber vielleicht ist er ja noch etwas anderes. Wenn wir das paulinische Bild vom „Leib und den Gliedern“ richtig verstanden haben, wonach die einzelnen Glieder ja nicht nur auf die anderen angewiesen sind, sondern selber etwas Unverwechselbares zum Ganzen beizutragen haben, so könnte uns das ja zu einem wichtigen *Perspektivwechsel* veranlassen. Könnte doch wenigstens einmal die Frage aufwerfen, ob nicht auch ein an Demenz erkrankter Mensch anderen etwas Unverwechselbares, Eigenes und Wichtiges zu geben hat. Jedenfalls berichten Menschen, die in der unterstützenden Arbeit mit Demenzkranken engagiert sind, nicht selten davon, dass auch sie aus solch einer Begegnung sozusagen einen „Gewinn“ davon tragen. Und wenn es „nur“ die Erkenntnis ist, dass unser dauerndes Funktionierenmüssen, unser gnadenloses Abhängigsein von Aussehen, Leistung und Erfolg, unsere notorische Überbetonung rationaler Fähigkeiten, dass all das auch eine Verarmung sein kann. Die Begegnung mit dementen Menschen könnte uns neu die Augen für andere, vielleicht verschütt gegangene Reichtümer des Lebens öffnen: die Wertschätzung des Augenblicks, kindliche Unbekümmertheit, das Recht der Sinne und Gefühle und nicht zuletzt die heilsame Erkenntnis der Unvollkommenheit und Zerbrechlichkeit unseres Lebens.



4. Wertschätzung des anderen und Bereicherung durch ihn bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, dass ich den anderen immer sympathisch und alles an ihm gut finden muss. Es gehört zu der Verschiedenheit von Menschen, dass es hier überaus unterschiedliche Grade von Nähe und Distanz gibt und geben darf. Menschen mit einer Demenz können für ihre Umgebung auch zu einer Anstrengung, ja auch zu einer Belastung und Überforderung werden. Die Frage ist, ob solche Beanspruchungen statt immer nur als Infragestellung unseres heiligen Wohlbefindens nicht auch einmal als *heilsame Zumutung* verstanden werden können. Wo steht denn geschrieben, dass das Leben in der Gemeinde ein einziges Wellnesswochenende zu sein hat? „Einer trage des anderen *Last*“, heißt es bei Paulus (Galater 6, 2). Zur christlichen Verantwortung gehört auch die Akzeptanz des Schweren und manchmal auch nur schwer Begreiflichen und schwer Erträglichen.
5. Wenn wir das Bild vom Leib und den Gliedern ein vorläufig letztes Mal bemühen wollen, so ist die christliche Gemeinde offensichtlich mehr als die bloße Addition einzelner religiöser Individuen. Gemeinde als „Leib“ ist auch *Institution*, die geordnet und organisiert, geleitet und verwaltet sein will. Bei der Begegnung mit demenzerkrankten Menschen reicht es also nicht, biblisch-theologische Orientierungen nur im Hinblick auf individuelle Haltungen und Verhaltensweisen zu bedenken. Der Impuls, der gerade von dem „Leib“-Bild ausgeht, weist uns ja unmissverständlich auch in eine übergeordnete, institutionelle Ebene.

Es wäre also zu fragen, ob sich eine Gemeinde nicht nur in Gestalt einzelner freundlicher Menschen als demenzsensibel erweist, sondern ob sie auch gewillt ist, die nötigen strukturellen und organisatorischen Maßnahmen zu ergreifen, damit es zu einer einladenden Atmosphäre und menschenfreundlichen Begegnung überhaupt kommen kann. Hier muss zur Not auch einmal der Pinsel geschwungen und Geld in die Hand genommen werden. Hier müssen zur Not auch einmal Stühle verrückt und Abholdienste organisiert werden. Hier müssen nicht nur zur Not, sondern regelmäßig unterstützende Angebote für Angehörige von Demenzkranken und professionelle Fortbildungen für unmittelbar in der Seelsorge Tätige auf den Weg gebracht werden. Hier muss nicht zuletzt auch noch einmal über die gemeindliche



Öffentlichkeitsarbeit nachgedacht werden, wenn denn – eben um auch hier einer drohenden Ausgrenzung entgegenzuwirken – das Thema „Demenz“ nicht schamhaft versteckt, sondern wieder und wieder einer gemeindlichen und nichtgemeindlichen Öffentlichkeit ins Bewusstsein gerufen werden soll.

VI.

Bei unserem Versuch einer „theologischen Orientierung für eine demenzsensible Gemeindegemeinschaft“ dürfte deutlich geworden sein, dass für eine christliche Gemeinde Demenzsensibilität jedenfalls etwas anderes ist als eine moralisch aufgeladene bloße Gefühllichkeit. Demenzsensibilität bedeutet vor allem *Arbeit*. Arbeit an unserer Haltung, an unserem Verhalten, an unserer Bereitschaft, auch etwas zu empfangen, an unserer Belastbarkeit und nicht zuletzt an unseren gemeindlichen Strukturen. Solange über der christlichen Gemeinde die Verheißung steht, dass es in ihr auch anders zugehen darf als anderswo, solange wird sie wacker in die Hände spucken und an einer Gemeindegemeinschaft arbeiten, in der man – um es mit einem Wort des Philosophen Theodor W. Adorno zu sagen – „ohne Angst verschieden sein“ kann. Und in der jeder, wer sie oder er auch sei, mit den Worten willkommen geheißen wird: „Schön, dass Sie da sind.“

Okko Herlyn, 24.6.2014